

Wenn Worte wie ein Anker wirken

Der Lyrikpreisträger Rainer René Mueller gibt einen Einblick in seine Poetenwerkstatt / Von Volker Oesterreich

Er gehört zu den Ausnahmekünstlern im „Botanischen Garten“ der Poesie. Seine Verse erschließen sich vielleicht nicht bei der ersten Lektüre, aber wer sich genauer mit Rainer René Muellers Gedichten beschäftigt, dem öffnet sich ein Kosmos an Klängen und Bedeutungen, an (kultur-)geschichtlichen Resonanzräumen und tiefgründigen Stimmungen. Im Oktober wird Mueller mit dem erstmals vergebenen Gerlinger Lyrikpreis der Petra Schmidt-Hieber Literatur-Stiftung geehrt. Sein Gesamtwerk ist schmal, aber äußerst gehaltvoll. Da der Schriftsteller und Kunstexperte nicht viel Aufhebens von seiner Person macht, wird er nur von einem recht kleinen Kreis von Connaisseurs geschätzt. Das sollte sich ändern. Die bevorstehende Preisverleihung wird sicher dazu beitragen, aber auch ein verstärktes Interesse an dem im vergangenen Jahr erschienenen Band mit Ausgewählten Gedichten zeichnet sich ab. Bemerkenswert auch die Würdigung, die Joachim Sartorius kürzlich für die „Frankfurter Anthologie“ der FAZ über Muellers frühes Gedicht „Lirum, larum“ verfasst hat. Kurzum: Die Zeit ist reif für die (Wieder-)Entdeckung dieses Poeten.

> Herr Mueller, wir treffen uns im Heidelberger Rossi zum Interview, früher unter dem Namen „Stall“ bekannt. Für Sie ein wichtiger Ort. Weshalb?

Aus purer Nostalgie. Er erinnert mich an die aufgeregten späten 1960er und frühen 1970er Jahre. Damals hatte ich eine Mittlerfunktion zwischen der politisch engagierten Schülerschaft und der Schulbürokratie. Bei beiden genoss ich Vertrauen, weil ich unabhängig war. Die Treffen mit den Schülervereinigungen fanden auf dem neutralen Terrain des „Stalls“ statt. Wir kämpften dafür, Gymnasiasten, die zum Beispiel von der Relegation bedroht waren, zu helfen, aber wir bereiteten auch den Weg zur Oberstufenreform vor.

> Im Herbst erhalten Sie für Ihr Schaffen den erstmals vergebenen Gerlinger Lyrikpreis.

Das hat mich überrascht, und ich wusste zunächst nicht, ob ich den Preis annehmen soll, aber nun freut es mich. Es ist eine Anerkennung meines Werks. Man hat sich 30 Jahre lang nicht um meine Existenz gekümmert, aber es gibt mich. Und ich will nicht verhehlen, dass mir das Preisgeld von 5000 Euro dabei hilft, gut ein Jahr lang etwas sorgenfreier zu leben.

> Sie haben vorher schon eine Reihe von Preisen und Stipendien erhalten, darunter 1981 den renommierten Leonce- und Lena-Förderpreis.

Für mein Debüt „Lieddeutsch“. Der Band wurde damals in der „Zeit“ sehr gut besprochen. Heute ist er in Antiquariaten gesucht. Ich selbst besitze nur noch ein einziges, völlig zerlesenes Handexemplar.

> In Rezensionen wird Ihr Werk als „artistisch“, „anspruchsvoll“, „intellektuell“, aber auch „hermetisch“ oder „surreal“ bezeichnet. Sind Sie mit diesen Kategorien einverstanden?

Ja, bis auf den Surrealismus und die Hermetik. Wer von Hermetik spricht, gibt seine mangelnde Lesefähigkeit zu. Und der Surrealismus wird sowieso oft missverstanden, kaum jemand besinnt sich auf dessen Anfänge. Heute soll sich ja alles selbst erklären, man fordert die „street-ability“ von Lyrik und setzt zum Beispiel auf die Effekte der Slam-Poetry.

> Wie geheimnisvoll muss also Lyrik sein?

Gar nicht. Es geht um das Erkennen des Versteckten. Und es geht um den Klang der Sprache. Ich will das mit einem Beispiel aus der Musikgeschichte erklären, mit Anton Webern. In seinen Kompositionen verstecken sich viele bedeutungsvolle Zitate der Musikgeschichte. Man muss das erkennen, dann kann man die Werke mit anderen Ohren hören. Ähnliches finden wir auch in der Kunstgeschichte: Picassos monumentales Antikriegsgemälde „Guernica“ knüpft an Holzschnitte aus dem 16. Jahrhundert an.

> Anders ausgedrückt: Lyriker stehen immer im poetischen Dialog mit anderen Schriftstellern oder Künstlern. Bei Ihnen gilt das ganz besonders. In Ihren Gedichten tauchen Namen wie Mörike, Eichendorff, Lasker-Schüler oder die Schubert'sche „Winterreise“ auf. Außerdem werden Sie häufig mit Paul Celan in Verbindung gebracht.

Ja, sicher. Der poetische Raum ist viel größer als ein DIN-A-4-Blatt. Ich bin der Auffassung, dass Gedichte in ihrer radikalen Verantwortlichkeit länger haltbar sein sollten als anderes, gerade wenn



„Ich fühle mich in vielen Sprachen und Kulturkreisen heimisch“: der Lyrikpreisträger Rainer René Mueller im Gespräch über sein Werk. Foto: Philipp Rothe

sie sich mit tiefen Verletzungen beschäftigen, mit dem Missbrauch der Sprache.

> Damit sprechen Sie den NS-Terror an, der Ihr Werk und Ihre Biografie bestimmt.

Ich kann nicht akzeptieren, was Adorno gesagt hat ...

> ... dass man nach Auschwitz keine Gedichte mehr schreiben könne.

Das ist Unsinn, gerade danach müssen Gedichte geschrieben werden. Adorno hat sein Diktum später zwar revidiert, aber trotzdem löst dieser Satz bis heute eine große Irritation aus.

Wie ein Vogel über der Ebene schreit schreit ein Vogel, wie er, er schriert, schriert (Bilder, gewest) es ist Schnee

Auch auf die grafische Wirkung kommt es an: Cover der Ausgewählten Gedichte Rainer René Muellers, erschienen unter dem Titel „Poèmes – Poëtra“. Repro: RNZ

> Sie tragen eine Kippa ...

... und bin deswegen schon häufig angepöbelt worden, auf offener Straße, erst kürzlich wieder.

> Antisemitismus und wachsende Ausländerfeindlichkeit nehmen in Deutschland in bedenklicher Weise zu. Darauf weisen auch die Verse aus Ihrer „Lasker-Variation“ hin: „sind Sie Jude? / gibt's / die noch? / bei uns / em Ort / gibt's koine me ...“

Die zerbrochenen Biografien meiner Eltern- und Großelterngeneration, aber auch eigene Verletzungen haben mich zu tiefst geprägt. Meine Großmutter stammt aus Czernowitz, der Geburtsstadt von Paul Celan. Sie hat überlebt wie ein Stück Vieh in einem Stall bei Potsdam. 1945 konnte sie ihn verlassen. Damals waren die Familien kaputt, die Sprache war kaputt. Meiner Großmutter verdanke ich den Weg zur Literatur, denn sie hat mir, ganz in der jüdischen Tradition, schon früh anspruchsvolle Bücher zur Lektüre gegeben, Hauff zum Beispiel, aber auch philosophische Texte.

> 1994 veröffentlichten Sie einen Gedichtband unter dem Pseudonym Ellis Eliescher. Warum diese Tarnung?

In Erinnerung an Rosa Eliescher, so hieß meine Großmutter.

> Und für die RNZ haben Sie in den 1980er Jahren unter dem Namen Reiner Nerval Rezensionen geschrieben.

Eine Hommage an den tschechischen Schriftsteller Nerval, der sich mit der Wahl dieses Namens wiederum auf den französischen Schriftsteller Gérard de Nerval bezog. Dieter Roth leitete damals das Feuilleton, er hat auch eines meiner Gedichte gedruckt.

> Wenn Sie sprechen, klingen Ihre Worte nicht nur ironisch oder sarkastisch, man hört auch einen leichten französischen Sprachklang oder etwas Jiddisch heraus.

Jiddisch, Französisch, Deutsch, Polnisch – ich fühle mich in vielen Sprachen und Kulturkreisen heimisch.

> Von 1956 bis in die 1970er Jahre haben Sie dauerhaft in Heidelberg gewohnt, dann hat Sie Ihre Museumsarbeit unter anderem auch nach Schwäbisch Hall und nach Heidenheim geführt. Lothringen wurde ebenfalls zu Ihrer Heimat. Seit mehr als zehn Jahren leben Sie abwechselnd dort und in Heidelberg.

Heidelberg wurde mir Anfang der 1970er Jahre einfach zu eng. Trotzdem mag ich die Stadt sehr, vor allem wegen ihres südländischen Flairs. In Lothringen lebe ich in einem ganz kleinen Dorf mit 100 Leuten und 800 Kühen. Die Kühe sind mir lieber, die haben so schöne Augen.

> Welche zeitgenössischen Lyriker schätzen Sie?

Ich lese natürlich viel und beobachte genau, was da wächst im „Botanischen Garten“. Für wirklich bedeutend halte ich wenig. Zwei Namen fallen mir aber spontan ein. Beide halte ich für mich, gegenwärtig, für sehr bedeutende Schriftsteller. Da ist zum einen Dieter M. Gräf, er stammt aus Ludwigshafen, der Stadt des Pfeifenrauchers Ernst Bloch. Ich erwähne Gräf aus tiefster Überzeugung und in Anerkennung seines Werks und nicht etwa deshalb, weil er im vergangenen Jahr meine Ausgewählten Gedichte herausgegeben hat. Der andere für mich wichtige zeitgenössische Lyriker ist Tobias Herold. Er ist sehr viel jünger als ich, Jahrgang 1983.

> Liegt Ihre große Affinität zur Bildenden Kunst auch daran, dass Sie die Städtische Galerie Schwäbisch Hall geleitet haben und in Heidenheim Gründungsdirektor des Neuen Kunstmuseums waren.

Nicht nur. Die Sprache und die Bildende Kunst waren für mich schon ganz früh die einzigen Räume, in denen ich vom Kopf

her überleben konnte. Diese Freiräume brauchte ich auch bei der Museumsarbeit. Ich war, von drei Jahren abgesehen, nie fest angestellt, sondern habe den Städten Monat für Monat eine Honorarrechnung gestellt, um mich nicht korrumpieren lassen zu müssen.

> Aus dieser Erfahrung heraus: Braucht Heidelberg ein neues Museum für zeitgenössische Kunst?

Unbedingt! Heidelberg hat in den vergangenen Jahrzehnten viel verpasst, obwohl es Chancen gab. Für solch eine Aufgabe braucht es eine gute, unabhängige Persönlichkeit, die eine Sammlung aufbauen kann.

> Wie sehen Sie die hiesigen Aktivitäten nach der Aufnahme der Literaturstadt Heidelberg ins Unesco-Netzwerk der kreativen Städte? Nützt das hiesigen Schriftstellern?

Gegenwärtig eher nein, aber das wird sich zeigen.

> Eine mutige Antwort. Jetzt werden Sie vom Kulturamt oder von den Unesco-Netzwerkern zu keiner Lesung mehr eingeladen.

Doch, ich denke schon. Eingeladen zu sein unter dem Unesco-Label, das wäre schön.

> Eine dialektische Haltung, fast hegelianisch. Doch zu einem anderen Feld, da gerade viel Bewegung in der Heidelberger Literaturszene ist. Diskutiert wird die Gründung eines Literaturhauses. Wie stehen Sie dazu?

Ähnlich wie bei der Kunst. Auch für solch eine Institution braucht man eine völlig unabhängige, freie Persönlichkeit. Dann kann daraus etwas werden.

> Wie entstehen Ihre Gedichte? Brauchen Sie die Inspiration durch andere Texte, durch Begegnungen, Alltagsbeobachtungen oder politische Irritationen, um schreiben zu können?

Die Politik spielt gar keine Rolle, ich heiße ja nicht Erich Fried. Es können Themen, Stimmungen oder Beobachtungen sein, die mich über Jahre hinweg beschäftigen. Sie wachsen wie ein Pflänzchen auf einem Ödgelände – ein permanenter Prozess. Dann kommt plötzlich eine Idee dazu – durch Lesen, Hören, Sehen. Es fällt ein Wort, das wie ein Anker wirkt. Dann kann ich das Gedicht sehr schnell schreiben. Nach einem gewissen Zeitabstand überarbeite ich es eventuell noch.

① **Info:** Rainer René Mueller: „Poèmes – Poëtra. Ausgewählte Gedichte 1981–2013, ausgewählt von Rainer René Mueller, herg. und mit einem Nachwort versehen von Dieter M. Gräf. Verlag Urs Engeler – roughbooks 34, Schupfart (CH) u. a., 108 S., 9 Euro, ISBN: 978-3-906050-10-2.

LESEPROBEN

Munch-Stück

Von Rainer René Mueller

„Those are pearls that were his eyes“

kyrie-heh ... eintreten Hirnen. Eins-zweidrei

„Liegen in der Mitten“ : Lampenschein und Haut

draufschreiben : Oh Staunen

: einer hängt! Schlagend-drauf, Schlager-le

'emblem-, -atik; ticken :

-tockte, -pannte :

s,s,

: cri

Steinen

da wir bei Steinen saßen (Lehm-kuhl; die Kuhle unter den Steinen) :

Fenstergitter, versal Buchstaben. Sprachgitter sind Schnee

die Kuhle unter den Steinen ist gedacht, gedeckt : Schnee rutscht

Grüße von Koeppen : („sagen Sie ihr Grüße, ich grüße schön, ich sei schizophren, sagen Sie was Sie wollen ...“)

Keiner sagt, was er will zwischen Krakau und Triest.

Die Leute gehen sterben. Sehn sich ins Gesicht. : Münchener Freiheit :

der Strich im Untergrund, Passagen, Paradies-Straße

① **Info:** Beide Gedichte entnahmen wir Rainer René Muellers Lyrikband „Poèmes – Poëtra“.